

| Wolfgang Schmid |

## „Badewannen sind dringend erforderlich!“

Der Eifelverein und der Hygienediskurs  
im Kriegsjahr 1918

Am 12. April 1918 erschien das Aprilheft des „Eifelvereinsblattes.“ Die erste Seite trug der Lage im fünften Kriegsjahr Rechnung: Rechts und links finden wir zwei martialische Anzeigen, die die Mitglieder des Eifelvereins zur Zeichnung der achten Kriegsanleihe aufforderten. Die Linke ist von General Ludendorff unterzeichnet, der kurz zuvor mit seiner Frühjahrsoffensive gescheitert war und später die Dolchstoßlegende erfinden sollte. Die Rechte unterschrieb Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg. Eine dritte Anzeige unterzeichnete der Oberpräsident der Rheinprovinz, Georg von Rheinbaben. Er beginnt mit dem von dem römischen Dichter Terenz stammenden Spruch „*Fortes fortuna adiuvat*“ – Den Mutigen hilft das Glück, oder umgangssprachlich: Frisch gewagt ist halb gewonnen. Die Bildungsbürger im Eifelverein verstanden solche Sätze und sollten weitere Kriegsanleihen zeichnen. Zweifler konnten einem Schaubild entnehmen, diese seien „*die sicherste Kapitalanlage der Welt!*“

Was bewegte die Mitglieder des Eifelvereins im Frühjahr 1918? Wie im Zweiten Weltkrieg war die Mitgliederzeitschrift bis auf die Grußworte und Todesanzeigen ein Hort der Idylle. Julius Steinberg aus Bonn veröffentlichte einen Artikel über „**Gesundheitliche Fürsorge in der Eifel**“ (EVB 1918, S. 44–45). Steinberg war wohl ein älterer Mann, der im Krieg nicht an der Front kämpfte, sondern nach seiner „*aufreibenden Tätigkeit*“ in Bonn sein „*Ruhebedürfnis*“ in der „*Höhenluft eines weltabgeschiedenen Eifeldörfchens*“ befriedigen konnte. Er besaß, wie der Text verrät, Sprachgefühl und Bildung, veröffentlichte auch Heimatgedichte (EVB



Bankdirektor Julius Steinberg

Repro: Deutsche Bank AG, Historisches Institut

1917, S. 123) und gehörte der über 1.000 Mitglieder zählenden Ortsgruppe Bonn des Eifelvereins an. Das Adressbuch der Stadt Bonn von 1918/19 (S. 404) gibt als Beruf Schriftsteller sowie Bankdirektor a. D. an sowie seine Adresse (Loëstraße 5), Telefonnummer und Postscheckkonto. Seine tägli-

che Sprechstunde (Besuchszeit) war „9 ½–10 ½ Uhr vormittags.“

Der Hinweis auf seine Tätigkeit als Schriftsteller legt eine Recherche beim digitalen „Hochschulbibliothekszentrum des Landes Nordrhein-Westfalen (hbz)“ nahe. Hier findet man eine ganze Reihe von Buchveröffentlichungen zu ökonomischen Themen: „Industrie und Überspekulation“ (1899), „Die Wirtschaftskrise des Jahres 1901“ (1902), „Die Konzentration im Bankgewerbe“ (1906) und „Städtische Wohnungs- und Bodenpolitik“ (1912). Im Weltkrieg befasste er sich mit Fragen der Kriegsökonomie – „Geld und Kredit im Kriege“ (1915), „Deutschlands Kriegslasten und seine wirtschaftlichen Kraftquellen“ (1917), „Krieg und Landwirt“ (1918) – und nach dem Krieg folgten: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft“ (1919) und „Praxis des Bank- und Börsenwesens“ (1917, 1919, 1922). Hinzu kamen Aufsätze, Bücher mit Liedern und Gedichten sowie Beiträge zu philosophischen und religiösen Fragen.

Julius Steinberg (1867–1937) war zunächst für Banken in Kassel und Berlin tätig, bis er 1898 zum Leiter der Bonner Filiale des A. Schaaffhausen'schen Bankvereins AG ernannt wurde, der 1904 aus dem 1772 gegründeten Bonner Bankhaus Jonas Hirsch Cahn hervorging und 1929 von der Deutschen Bank übernommen wurde. Diese besitzt ein gut sortiertes Archiv, aus dem hervorgeht, dass Steinberg „Tantiemen“ in Höhe 4 % des Reingewinns als Gehalt bezog, und zwar 12.500 M (1915), 15.000 M (1916) und 17.500 M (1917). Für das Jahr 1918 – in dem sein Artikel im „Eifelvereinsblatt“ erschien – wird kein Gehalt mehr genannt. Steinberg war entlassen worden, weil er in einem Vortrag ein Reichsmonopol der Lebens- und Feuerversicherungen gefordert hatte, worüber sich die Versicherungsbranche massiv beschwerte. Steinberg hatte also Zeit für ausgedehnte Spaziergänge.

### Julius Steinberg und die Hygieneinitiative des Eifelvereins (1918)

Jedenfalls beschloss Julius Steinberg an einem „leuchtenden Vorfrühlingstag“ mit der Eisenbahn nach Antweiler an der Ahr zu fahren (die Strecke wurde 1973 stillgelegt) und dort den 624 Meter ho-

hen Aremberg mit seiner Burgruine zu besteigen. Der Fahrplan ließ ihm allerdings nur 2 ½ Stunden Zeit, und da er zudem vergaß, im Dorf den Schlüssel für den Aussichtsturm zu besorgen, machte er sich bald auf die Rückfahrt. Im Zug – und jetzt kommt Steinberg zum Thema – lernt er eine „prächtige, naturfreudige Fürsorgeschwester“ kennen, die täglich über die Dörfer fährt, „um mit helfender Hand den Kranken Balsam zu spenden, sie über die wichtigsten hygienischen Erfordernisse aufzuklären und mit ihrem sonnigen Wesen ... Licht und Frische in die dumpfen und engen Gelasse der hilfbedürftigen Dorfbewohner zu bringen.“ In einem „mehrstündigen Gedankenaustausch“ erfährt er viel von ihrer „Eifelerfahrung“, von der „schreienden Dissonanz zwischen Poesie und Wirklichkeit.“

Es waren vor allem zwei Probleme, die die Fürsorgeschwester bewegten: Die Tuberkulose und die Säuglingspflege. In den „entlegenen Gebirgsgegenden“ gäbe es „Ortschaften, welche ganze Herde für tuberkulöse Erkrankungen bilden.“ Oftmals seien ganze Familien an der Schwindsucht erkrankt, und da es – anders als in Amerika – keine „Gesundheitsatteste“ vor der Hochzeit gäbe, seien bereits die Kinder „bei Beginn ihrer Erdenpilgerschaft“ infiziert. Eine der Ursachen der Tuberkulose sei „die manchmal erschreckende Unsauberkeit in den Wohnungen und am eigenen Körper, der Mangel an jeglichen hygienischen Kenntnissen und die Gleichgültigkeit gegenüber den offen zu Tage tretenden Leiden.“

Das zweite Thema ist die „Säuglingspflege“, bei der ebenfalls „beklagenswerte Zustände“ herrschen, „die größtenteils auf Unkenntnis zurückzuführen sind.“ Die Kleinkinder schlafen direkt neben dem Ofen, fest eingewickelt in ihren Bettchen, durch dicke Vorhänge vor Luft und Licht geschützt. Der Verfasser begrüßt „das Vorgehen der Regierung, Fürsorgeschwestern ... anzustellen.“ Dann kommt er zum Kern seines Anliegens, zu seinem „Herzenswunsch“: Die ärmeren Kreise in der Eifel verfügten über „nicht genügend Geldmittel“, die ein „wirklich durchgreifendes und erfolgreiches Vorgehen dazu ermöglichen.“ Hierzu gehörten „Lichtbilder-Apparate“ für Aufklärungsvorträge und „Bestrahlungsapparate“ zur Tuberkulosebekämpfung. „Badewannen sind dringend erforderlich“ – aber nur für die Heilung erkrankter Säuglinge. Badezimmer gehörten erst seit den 1960er Jahren zur Standardausstattung

Ausbildung der Krankenbesucherinnen im Caritashaus (1912)  
Repro: Caritashaus Arenberg



von Häusern und Wohnungen, die für Arbeiter und Bauern errichtet wurden.

Um das erforderliche Geld zu beschaffen, wendet sich Steinberg an den Eifelverein. Der „*arbeitsmüde Städter*“, der in der „*erquickenden Bergluft der Eifel*“ seine „*gepeinigten Nerven*“ entspannen könne, besitze eine „*gewisse Dankespflicht*“ der Eifel und ihren Bewohnern gegenüber. Gerade in der „*sturm-durchtobten Gegenwart unseres Vaterlandes*“ – wir befinden uns im Kriegsjahr 1918! – müssten alle „*echten, wohlmeinenden Patrioten alles daran ... setzen, um eine Hebung und Stärkung der Grundlage unserer nationalen Wehrkraft, nämlich unserer Volksgesundheit herbeizuführen.*“ Hier wird deutlich: Die „*Volksgesundheit*“ war kein philanthropischer Zweck, man brauchte gesunde Arbeiter, Bauern und Soldaten. Dann appelliert er an den Eigennutz der Vereinsmitglieder: Die ganze Kampagne sei in ihrem ureigensten „*gesundheitlichen Interesse*“, denn sie möchten nicht in den „*Dorfwirtschaften*“ von den „*Bazillen befallen ... werden, welche von kranken Ortseingesessenen dorthin getragen*“ werden. Aus diesen Beweggründen kündigt die Ortsgruppe Bonn für die nächste Sitzung des Hauptvorstandes einen Antrag auf finanzielle Förderung solcher Maßnahmen durch den des Eifelvereins an.

Im folgenden Maiheft untermauert ein J. J. Stolz diese Anregungen mit einem gleichnamigen Artikel „*Gesundheitliche Fürsorge in der Eifel*“ (EVB 1918, S. 63–64). Er fordert „*eine ausgebildete Krankenpflegerin in jedem Dorfe.*“ Man solle eine „*intelligente weibliche Person ... in reiferen Jahren*“ auswählen

und für die Säuglings- und Tuberkulosefürsorge sowie die Hygieneaufklärung ausbilden. Die Bauern säßen in überhitzten Stuben, die „*wehrlosen Säuglinge*“ seien zudem bis zum Halse zugedeckt. „*Gelüftet wird nicht. Die Luft ist ja bekanntlich so gut, weil die Bauern die Fenster nicht öffnen.*“ Hier sieht er das Hauptbetätigungsfeld der Krankenpflegerinnen. Außerdem sollen sie fachfraulich Erste Hilfe leisten. Im Notfall könne immer noch ein Arzt gerufen werden. „*Gott sei Dank besitzt jetzt jedes Eifeldörfchen Anschluß an den Fernsprecher.*“ Als Ursache der Misere nennt Stolz die Feldarbeit der Frau, die ihr nicht genügend Zeit und Energie für die Hausarbeit lasse. Es reichte gerade noch für die „*Speisung von Mensch und Vieh*“, aber nicht mehr für „*die Sauberkeit im Hause und die Pflege des Körpers.*“

Was wurde aus der Initiative der Ortsgruppe Bonn? Bevor wir uns das Protokoll der Jahreshauptversammlung am 25. Mai 1918 in Köln ansehen, sollten wir einen Blick auf den im Aprilheft veröffentlichten Jahresabschluss für 1917 werfen. In diesem Kriegsjahr hatte der Verein einen ausgeglichenen Haushalt in der Größenordnung von 30.000 Mark. 17.000 Mark kostete das Eifelvereinsblatt, dem 2.600 Mark an Werbeeinnahmen gegenüberstanden. Für 9.875 Mark – also für fast ein Drittel seines Budgets – hatte der Verein Kriegsanleihen gezeichnet, die nach dem Sieg von den Verlierern mit hohen Zinsen zurückgezahlt werden sollten. Der Eifelverein befand sich damit in guter Gesellschaft, denn nicht nur patriotische Bürger, sondern auch Klöster, Krankenhäuser und Schulen zeichneten

damals Krieganleihen – insgesamt 98 Mrd. Mark, die zwei Drittel der Kriegskosten deckten.

In dem ebenfalls im Aprilheft angekündigten Programm finden sich dann zwei Anträge der Ortsgruppe Bonn. Erstens sollte aus dem Vereinsvermögen ein „nennenswerter Betrag“ zur Verfügung gestellt werden, „um die behördlicherseits eingerichtete Fürsorge für die Gesundheitspflege in der Eifel (namentlich Bekämpfung der Tuberkulose und Säuglingssterblichkeit) tatkräftig zu unterstützen.“ Zum Zweiten sollten „alle Freunde der Eifel“ aufgefordert werden, diese Bestrebungen durch Spenden zu fördern. Aus dem im Juniheft 1918 veröffentlichten Protokoll der Jahreshauptversammlung (EVB 1918, S. 71–72) ist zu ersehen, dass der von Bankdirektor Steinberg ausführlich begründete Antrag intensiv diskutiert wurde. Einige Redner vertraten die Auffassung, gesundheitliche Aufklärung und Fürsorge seien keine Aufgaben des Eifelvereins. Andere hielten dagegen, der Verein habe die satzungsgemäße Zielsetzung, den Interessen der Eifel zu dienen, wozu durchaus auch die Gesundheitsfürsorge zähle. Die Notwendigkeit der vorgeschlagenen Maßnahmen wurde von allen Teilnehmern bestä-

tigt, wozu ein Diskussionsbeitrag von Dr. Erich Klausener, Landrat des Kreises Adenau, vieles beitrug. Zur Abstimmung gelangten dann drei Unteranträge: Der erste lautete: „die Hauptversammlung nimmt die ... Gedanken mit großem Interesse entgegen, glaubt aber zur Zeit, daß sie zur Lösung noch nicht reif waren.“ Der zweite Antrag forderte, einen Betrag von 500 bis 1.000 Mark zur Verfügung zu stellen und der dritte, aus dem durch sein soziales Engagement mehrfach hervorgetretenen Kölner Eifelverein, 5.000 Mark zu bewilligen. Die Mehrheit der Ortsgruppen votierte für den ersten Vorschlag, und damit war das Thema Hygiene und Gesundheitsvorsorge im Eifelverein vorerst vom Tisch.

Die Gründe für diese Ablehnung lagen nicht nur in der Natur der Sache, sondern an den zeitlichen, räumlichen und gesellschaftlichen Koordinaten des Antrags. Zunächst war das letzte Kriegsjahr 1918 für einen Hygienediskurs denkbar ungeeignet. Der Krieg stellte mit der Versorgung der Bevölkerung im Allgemeinen und von Verletzten, Invaliden, Familienangehörigen und unterernährten Kindern im Besonderen an die karitativen Einrichtungen sowie an kommunale und staatliche Behörden allerhöchs-



Spielplatz für unterernährte Stadtkinder beim Caritashaus (um 1912)

Repro: Caritashaus Arenberg

te Anforderungen, denen sie im fünften Kriegsjahr kaum noch gewachsen waren. Hinzu kommt, dass der Eifelverein eine Vereinigung preußischer Beamter, Lehrer, Förster, Juristen und Fabrikanten darstellte. Deren Bildungsstand war – wie auch ihr Einkommen – deutlich höher als das der Durchschnittsbevölkerung. Viele von ihnen dürften ein Wasserklosett und sogar eine Badewanne besessen haben. Darüber hinaus hatte der größte Teil der Eifelvereinsmitglieder seinen Wohnsitz in den Städten am Rande der Eifel (Aachen, Köln, Bonn, Koblenz, Trier), in denen es Ärzte, Krankenhäuser und eine funktionierende Trinkwasserversorgung gab. An das Elend in den Arbeitersiedlungen war man gewöhnt, aber die Eifel nahm man bei Wanderungen am Wochenende ganz anders wahr als Julius Steinberg und die Krankenschwester: Hier erlebte man eine idyllische, wildromantische Natur und pittoreske Eifeldörfer. Was hinter den Kulissen war, interessierte den Sonntagswanderer – ebenso wie den heutigen Pauschaltouristen – in der Regel nicht.

### Matthias Kinn und die Landcaritas in der Rheinprovinz (1918)

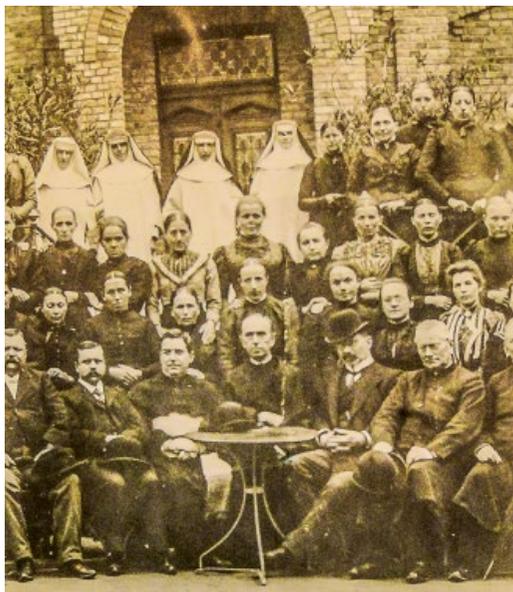
Mit diesem Beschluss der Jahreshauptversammlung war die Diskussion jedoch noch nicht abgeschlossen, denn im Juniheft 1918 wurde neben dem Protokoll auch eine Leserauschrift veröffentlicht, in der sich ein Rektor Kinn aus Arenberg bei Koblenz zu dem Thema „**Gesundheitsschutz und Krankenpflege in der Eifel**“ äußerte (EVB 1918, S. 78). Kinn, der sich als „geborener Eifeler“ und als „Kenner der hygienischen Verhältnisse der Eifelbewohner“ vorstellt, begrüßt den „frischen Anlauf“, den der Eifelverein bei diesem Thema nimmt, weist aber darauf hin, dass die Caritasvereinigung für Landkrankenpflege und Volkswohl in Arenberg seit 20 Jahren auf diesem Weg „marschiert.“ Man möchte für jedes Dorf eine „freiwillige, einheimische, nicht besoldete Krankenbesucherin“ gewinnen, die einen „kostenlosen achtwöchigen Lehrkursus“ in Kranken- und Säuglingspflege besucht. In 20 Wintern – wenn die Frauen bei der Feldarbeit abkömmlich waren – habe man in 28 Lehrkursen 760 Schülerinnen ausgebildet. Einige von ihnen mussten eine „dienstliche Stellung antreten“, andere traten in einen Orden ein, aber 494 Pflegerinnen waren noch

aktiv, davon über zwei Fünftel in der Eifel; „*aber ihre Zahl muss verzehnfacht werden.*“

Ausführlich erläutert Kinn die Arbeitsgebiete seiner Krankenbesucherinnen, zu denen – in Zusammenarbeit mit den Kreisärzten und den Kreisfürsorgerinnen – neben der Erstversorgung auch die Tuberkuloseprophylaxe, die Säuglingspflege und die Mütterberatung zählen. Weiter nennt er imponierende Zahlen aus dem Jahresbericht für das Jahr 1917, in dem seine Caritasschwester 138.000 Krankenbesuche, 91.000 Wundverbände, 6.700 Nachtwachen und 8.000 Arztberichte geleistet haben. Dann machte er im Eifelverein Werbung für weitere „freiwillige Caritasarbeiterinnen“, bei denen es sich um ehrbare Jungfrauen zwischen 30 und 40 Jahren handeln soll, aber nicht um „Dienstmädchen ... die sich verbessern wollen.“ Auch Mütter unehelicher Kinder galten trotz positiver Zeugnisse ihrer Pfarrer als nicht tragbar.

Bevor wir zu dem vierten Artikel kommen, der sich im Eifelvereinsblatt 1918 mit diesem Thema befasst, stellen sich drei Fragen: Erstens, wer war der „geborene Eifeler“ Matthias Kinn, zweitens, was waren die „Caritasarbeiterinnen“ und zum Dritten, warum wusste Bankdirektor Steinberg nicht, dass über 200 von ihnen in der Eifel tätig waren, als er seine Initiative zur Förderung der Krankenschwesterndienste startete?

Matthias Kinn wurde 1847 in Weidingen bei Bitburg geboren, 1870 in Trier zum Priester geweiht, war anschließend Kaplan in Kesselheim und von 1872 bis 1886 Pfarrverwalter in Bekond. Aus gesundheitlichen Gründen musste er sein Amt niederlegen und war von 1886 bis 1889 Hausgeistlicher bei den Salesianerinnen in Koblenz-Moselweiß. 1889 wurde er Rektor im Dominikanerinnenkloster in Arenberg. Vier Jahre lang war er ein nicht unkritischer Weggefährte von Pfarrer Johann Baptist Kraus, der den nach ihm benannten Bibelgarten errichtete, welcher bis in die 1960er Jahre zahllose Pilger anzog. Weiter war Kinn 25 Jahre lang Beichtvater und Gesprächspartner von Mutter Cherubine Wilimann, die aus dem Dominikanerinnenkloster ein Mutterhaus mit 42 Filialen machte, die zahlreiche Krankenhäuser und Schulen betrieben. Mutter Cherubine starb am 18. Dezember 1914, Rektor Kinn folgte ihr am 19. Juli 1918.



Rektor Matthias Kinn und Mutter Cherubine Willimann bei der Generalversammlung der Caritasvereinigung 1912  
Repro: Caritashaus Arenberg

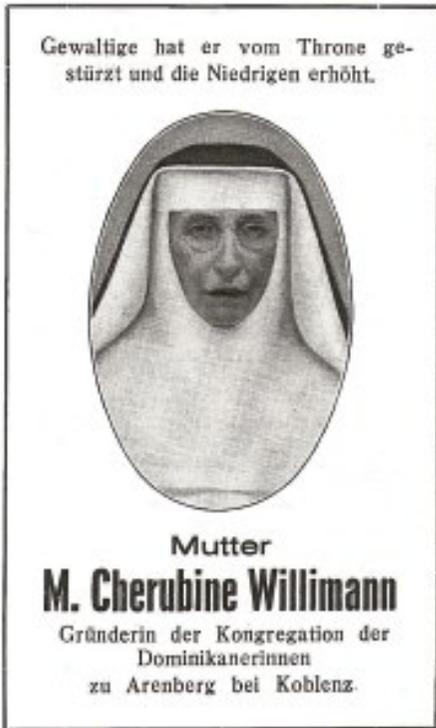
Der angegriffene Gesundheitszustand von Kinn schloss die Übernahme einer Pfarrstelle aus. Seine Gottesdienste im Mutterhaus, seine Predigten, Vorträge und zahlreichen Veröffentlichungen wurden gelobt. Weiter war er Religionslehrer im Haushaltungspensionat, wo er wohl auch Ernährungs- und Gesundheitskunde unterrichtete. Kinn besaß enge Beziehungen zu Pfarrer Kneipp und propagierte Kneippbäder für Ordensfrauen und Schülerinnen. Bereits in Bekond engagierte sich Kinn im Bereich der „Dorfcaritas“. 1883 gründete er eine Rochusbruderschaft, die Familien im Krankheitsfall eine ausgebildete Kraft zur Verfügung stellte. Im Unterschied zu den gelernten Krankenschwestern und in Anspielung an Matthäus 25,36 nannte er sie „Krankenbesucherinnen“. Kinn publizierte einer Reihe von Ratgebern, die weite Verbreitung fanden. 1878 ließ er ein „Merkblatt der Krankenpflege“ drucken, 1883 ein „Krankbüchlein für Landleute wie für Stadtbewohner“ und 1887 ein „Handbüchlein des Krankenbesuches“.

Mit Zuschüssen des 1897 von Lorenz Werthmann gegründeten Caritasverbandes, der Provinzialver-

waltung, der Landkreise und der Landesversicherungsanstalt, mit Spenden, Beiträgen der Vereinsmitglieder sowie dem Ertrag von Hauskollekten und der Unterstützung durch Landpfarrer konnte Kinn die Kurse finanzieren, die Fahrtkosten übernehmen sowie die Krankenbesucherinnen mit Medikamenten, Verbandsmaterial und Gerätschaften versorgen. 1898 gelang es Kinn, den ersten „Kursus für Jungfrauen vom Lande“ abzuhalten. Seine Initiative wurde von der Generaloberin Cherubine Willimann unterstützt, die die Schülerinnen zunächst im Kloster beherbergen und beköstigen ließ und später die Haushaltsführung im Caritashaus übernahm; außerdem stellte sie Lehrschwestern. 1906 gründete Kinn die „Caritasvereinigung für Landkrankenpflege und Volkswohl.“ 1908 stellte er seine Pläne zum Bau des Caritashauses St. Elisabeth in Arenberg vor, das als Aus- und Weiterbildungszentrum für die ländliche Krankenpflege dienen sollte. Doch Kinns Pläne waren längst über dieses Projekt hinausgewachsen, sein nächstes Ziel war „die Kräftigung armer, schwacher Kinder.“ Er dachte an ca. 50 Kinder aus Großstädten, die zwar nicht krank sind, ... aber schwach und blutarm, von Krankheit bedroht.“ Nach den Berichten der Schulärzte – so schreibt Kinn – seien 50 % der Kinder in den Großstädten blutarm, 30 % hätten Rachitis, 30 % Drüenschwellungen (Skrofulose), 50 % Haltungsschäden und über 25 % ein Nervenleiden.

### Erholungsaufenthalte für Großstadtkinder waren vor und vor allem im Ersten Weltkrieg ein wichtiges Thema

1910 konnte das auf einer Anhöhe über dem Kloster gelegene Caritashaus eröffnet werden. Das Jahrbuch der Caritasvereinigung von 1910 enthält einen Bericht über das Haus und seine Einweihung, außerdem die Satzung des Vereins sowie ein Caritasschwesterinnen- und ein Mitgliederverzeichnis. Vorsitzende der Caritasvereinigung waren die beiden Koblenzer Amtsgerichtsräte P. J. Schneider und J. Mündnich; beide gehörten zudem dem Vorstand der Ortsgruppe Koblenz des Eifelvereins an. Hinzu kamen u. a. Pfarrer Nicolaus Varain aus Wehlen als bischöflicher Kommissar und Prälat Lorenz Werthmann aus Freiburg, der als Präsident des Caritasverbandes ebenfalls geborenes Mitglied war. Eh-



Gebetszettel für Cherubine Willmann (1935)

Repro: Caritashaus Arenberg

renmitglieder waren der Kölner Erzbischof Fischer und sein Trierer Amtskollege Korum sowie drei Weihbischöfe aus Trier, Köln und Breslau. Es war Kinn also gelungen, seinen Verein eng mit dem Caritasverband, den Bistümern sowie der Provinzialverwaltung und der Landesversicherungsanstalt zu verzahnen, was eine finanzielle Förderung und eine Sicherung der Qualität, aber auch eine katholische Ausrichtung garantierte.

Aus dem Verzeichnis der Caritasschwestern geht hervor, dass diese 1910 einen deutlichen Schwerpunkt in der preußischen Rheinprovinz bzw. in den Diözesen Trier und Köln hatten. Fünf Krankenbesucherinnen gab es in den Kreisen Adenau und Ahrweiler, sechs in Bernkastel und 13 im ländlichen Eifelkreis Bitburg. Der medizinisch wesentlich besser versorgte Kreis Bonn hatte nur eine Krankenbesucherin (Katharina Becker in Urfeld), ebenso der Kreis Köln. In der Eifel hatten die Kreise Cochem acht, Daun vier, Mayen sechs, Monschau sechs, der

Kreis Prüm keine, der Kreis Schleiden 12, der Kreis Trier 16, der Kreis Wittlich acht und der Kreis Zell fünf Krankenbesucherinnen. Aufschlussreich ist auch das Mitgliederverzeichnis der Vereinigung von 1910, das ca. 1.400 Personen auflistet. Dabei fällt auf, dass die großen Städte am Rande der Eifel nur schwach vertreten sind, die meisten Mitglieder stammen aus Dörfern und Kleinstädten. Es gab richtige „Nester“, wo der Pfarrer und die Krankenbesucherin einen breiten Unterstützerkreis aufbauen konnten. Stattliche 13 Krankenbesucherinnen gab es im ländlichen Eifelkreis Bitburg. Dem entspricht, dass der Verein in diesem Kreis 60 Mitglieder hatte.

Aber sind jetzt 13 Krankenbesucherinnen auf 45.000 Einwohner (1915) in 138 Dörfern viel oder wenig? Zunächst einmal kommt man auf die ernüchternde Zahl, dass jede Krankenbesucherin 3.461 Personen in 11 Dörfern zu betreuen hatte bzw. dass 2,9 Caritasschwestern auf 10.000 Einwohner kamen. Weiter gab es 1905 elf Ärzte, davon sechs in den Stadt- und fünf in den Landgemeinden, also 2,47 auf 10.000 Einwohner. Außerdem zählte man 28 Hebammen (6,28 auf 10.000). Hinzu kamen Laienhelfer, die sich oft in der Tiermedizin auskannten, aber auch Menschen verarzteten, heilkundige Nachbarn und Freunde sowie karitative Einrichtungen. Weiter spielten Gesundheitsbetreuer und Wunderheiler eine Rolle. Bereits 1828 gab es neben dem Kreisphysikus Distriktsärzte in Bitburg, Neuerburg und Dudeldorf, die gleichzeitig auch als Armenärzte arbeiteten. Apotheken gab es in Bitburg und Neuerburg und dann auch in Speicher. Neben dem seit 1886 von Waldbreitbacher Franziskanerinnen betriebenen Krankenhaus in Bitburg gab es kleinere Hospitäler in Neuerburg und Kyllburg. 1892 kam ein Trierer Zahnarzt einmal in der Woche zur Sprechstunde nach Bitburg. Die ärztliche Versorgung war also auch auf dem Lande nicht ganz so schlecht, wie oft behauptet, und die Krankenbesucherinnen waren ein wichtiger Stützpfiler in diesem System.

Aus quellenkritischen Gründen müssen wir uns klarmachen, dass es Kinnns Hauptanliegen war, für seine Landcaritasbewegung zu werben. Es gab in den Dörfern der Eifel ca. 200 ehrenamtliche Krankenbesucherinnen; gerne hätte er noch mehr gehabt, eine in jedem der 138 Dörfer, ohne die Klein-



Jahrgang 1921 des Lehrgangs für Krankenbesucherinnen im Caritashaus Arenberg

Repro: Caritashaus Arenberg

städte also etwa 130 im Kreis Bitburg. Über die Frage, wie dicht das Netz der ärztlichen bzw. pflegerischen Versorgung sein müsste und was davon finanzierbar ist, lässt sich auch 100 Jahre später noch trefflich streiten. Auch bei der Initiative von Bankdirektor Steinberg müssen wir berücksichtigen, dass er von den Verhältnissen in der Eifel nur eine vage Vorstellung hatte, weil er im medizinisch hervorragend versorgten Bonn lebte, wo es eine Universitätsklinik, Krankenhäuser für Patienten aller Konfessionen sowie Ärzte und Pflegedienste gab. Aus Bonn stammt keine einzige Krankenbesucherin, auch der Verein hatte dort kaum Mitglieder. Es ist im Übrigen charakteristisch für die Frühphase der Caritasbewegung, wie kreativ und unkoordiniert von den verschiedenen Orden und Vereinen Initiativen ergriffen und Hilfsmaßnahmen in die Wege geleitet wurden.

Im Doppelheft Juli/August 1918 des Eifelvereinsblatts taucht dann das Thema Dorfc Caritas nochmals auf. Der Geheime Justizrat Josef Mündlich,

der bereits genannte Vorsitzende der Arenberger Caritasvereinigung, verfasste einen Nachruf „**Dem Andenken eines Eifeler Menschenfreundes**“ (EVB 1918, S. 105). Er stellt Kinn als „*Sohn der Eifel*“ vor, verweist auf seinen Artikel und auf sein stetes Interesse an der Arbeit des Eifelvereins. Mündlich skizziert noch einmal sein Leben, hebt seine Verdienste um die Landcaritas hervor und schildert das von zahlreichen Personen besuchte Begräbnis am 23. Juli 1918.

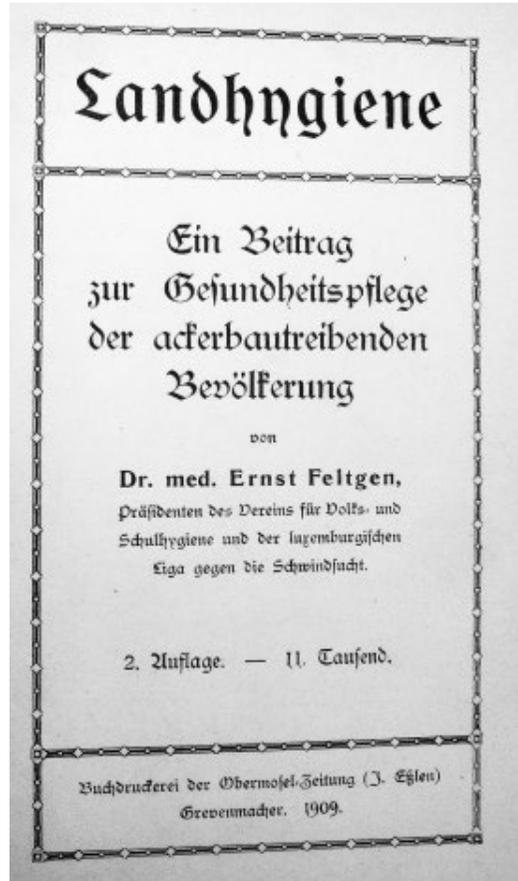
### Ernst Feltgen und die „Hygiene der ackerbautreibenden Bevölkerung“ (1907)

Julius Steinberg verdanken wir die schöne Formulierung von der „*schreienden Dissonanz zwischen Poesie und Wirklichkeit*.“ Wie nahmen die Zeitgenossen die Eifel, ihre Dörfer, deren Häuser und die in ihnen herrschenden Zustände wahr? Bei welcher Zahl an Ärzten, Apotheken und Krankenbesucherinnen kann man von einer Unter- bzw. von einer

Übersorgung sprechen? Was ist der Maßstab für Krankheit und Gesundheit, was sind „normale“ hygienische Zustände? Wer wird beschrieben und wer beschreibt, durch welche Brille sieht der Betrachter die Verhältnisse? Wir müssen solche Gesichtspunkte beachten, denn die Autoren, denen wir unsere Kenntnisse verdanken, sind nicht die Bauern der Eifel, sondern akademisch gebildete Städter.

Wir können noch einen weiteren Zeitzeugen befragen, Dr. Ernst Feltgen (1867 – 1950), der 1894 eine Praxis in Luxemburg eröffnete, von 1907 bis 1918 Kurarzt im Staatsbad Mondorf war und dann in die Hauptstadt zurückkehrte. Feltgen gründete die „Luxemburger Liga zur Bekämpfung der Tuberkulose“ und den „Verein für Volks- und Schulhygiene.“ Er verfasste zahllose Zeitungsartikel und mehrere Bücher, darunter „**Landhygiene. Ein Beitrag zur Hygiene der ackerbautreibenden Bevölkerung.**“ (1907) Darin hat er die Verhältnisse im ländlichen Luxemburger Norden vor Augen, dem Ösling, die sich von denen im benachbarten Islek kaum unterscheiden.

Feltgen verweist einleitend auf die großen Fortschritte der Wissenschaft und der Gesundheitslehre, die aber bei den „*Landleuten*“ noch nicht angekommen seien, deren Kleidungs-, Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse „*unzweckmäßig*“ und „*gesundheitwidrig*“ seien. „*Sie besitzen ... nicht die elementarsten hygienischen Kenntnisse*“ und seien „*Neuerungen überhaupt abhold.*“ In seinem ersten Kapitel beschreibt Feltgen die Aufgaben einer öffentlichen Hygiene: Die Straßen, die Schulen, die Kirchen und die Wirtshäuser. In den Kirchen herrscht ebenso wie in den Gasthäusern „*die Unsitte des Ausspuckens auf den Boden*“, die die Verbreitung der Tuberkulose nachhaltig fördert. Hinzu kommen die Überreste der Männer, die Kautabak genießen. Feltgen fordert die Aufstellung von Spucknäpfen und das Bestreuen des Bodens mit Sand oder Sägemehl, das regelmäßig entfernt werden soll. In den Gasthäusern gäbe es fast kein Licht, die überhitzten Räume würden nie gelüftet, wochenlang würden mit einem alten Lappen in einem Eimer mit Bierresten Gläser gespült und Tische abgewischt. Jetzt kann man erahnen, welche Verhältnisse Steinberg und Stolz vor Augen hatten, als sie die Ansteckung der Wanderer in den Dorfgasthäusern fürchteten.



Ernst Feltgen: Landhygiene (2. Auflage 1909)

Repro: Nationalbibliothek Luxemburg

Das zweite Kapitel befasst sich mit der Hygiene in den Wohnungen. Hier fordert Feltgen trockene, beheizbare, helle und gut lüftbare Räume. Auch bei ihm findet sich der Satz „*Weshalb ist die Landluft im allgemeinen so gut?*“ – „*Weil die Bauern die Fenster nie öffnen.*“ Wie bei den Gasthäusern widmet er den „*Abortverhältnissen*“ große Aufmerksamkeit. Dass Toilettenabflüsse und Jauchegruben das Trinkwasser gefährdeten, war längst bekannt, war sozusagen zu riechen. Die schmutzigen, oft notdürftig mit Papier reparierten Fenster erlaubten kaum einen Blick auf den Fußboden, wo sich die Überbleibsel des Ausspuckens mit denen des Federviehs vermischten. Der Gebrauch eines dringend erforderlichen modernen „*Stubenfliegenfängers*“ war unbekannt, so dass Legionen von Kleintieren die Wohnungen wie die Ställe bevölkerten.

Im Mittelpunkt des dritten Kapitels steht die individuelle Hygiene. Feltgen empfiehlt, jeden Morgen Hände und Gesicht zu waschen, die Hände zusätzlich vor jeder Mahlzeit. Einmal in der Woche soll man die Füße reinigen und alle ein oder zwei Monate ein Bad nehmen oder wenigstens den ganzen Körper waschen. Die Zahnpflege sei auf dem Lande vollkommen unbekannt. Neben der Kleidung behandelt Feltgen die Ernährung und gibt uns einen willkommenen Einblick in den kargen Speisezettel einer Bauernfamilie. Auch die verschiedenen Krankheiten werden berücksichtigt, ebenso die Unfälle in der Landwirtschaft. Ein viertes Kapitel behandelt die Hygiene in den Ställen und ein fünftes die Gefährdung der Menschen durch die verschiedenen Tierkrankheiten. Feltgen hat ein gut lesbares Buch geschrieben, er hat die Missstände anschaulich beschrieben und Lösungsmöglichkeiten aufgezeigt. Wir wissen nur nicht, was davon in den Bauernhäusern des Luxemburger Nordens ankam.

### Woher kam das Interesse der Städter an der Hygiene in der Eifel?

Es ist schwer, ein realistisches Bild von den hygienischen Zuständen in den Eifeldörfern zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu gewinnen. Zunächst war das 19. Jahrhundert das Jahrhundert der Hygiene: Das rapide Wachstum der Bevölkerung führte in den Industriestädten zu erheblichen Versorgungs- und Entsorgungsproblemen. Davon liegen die Verhältnisse in der Eifel zwar weit entfernt, doch auch hier wuchs die Bevölkerung, und auch hier gab es große Probleme mit den Wohnungen, der Ernährung, der Körperpflege, mit Seuchen und Krankheiten von Mensch und Tier, für die es langsam einen geschärften Blick gab.

Dem stand ein Staat gegenüber, der immer mehr Bereiche des täglichen Lebens reglementierte, um die Gesundheit seiner Untertanen, seiner Arbeiter, Bauern und Soldaten zu fördern: Die Ausbildung der Hebammen wurde professionalisiert, die Versorgung der Städte, dann auch der Dörfer mit sauberem Trinkwasser organisiert, das Abwasser kanalisiert, eine Müllabfuhr eingerichtet, Friedhöfe angelegt, Schlachthöfe gebaut und Schwimmbäder errichtet. Es entstanden Gesundheitsämter, Fragebögen wurden versandt und Statistiken geführt,

Schutzimpfungen vorgeschrieben. Ungeheuer war der Fortschritt im Bereich der Medizin, Max von Pettenkofer hatte den ersten Lehrstuhl für Hygiene inne. Weitere „Helden“ waren Joseph Lister (Karboll), Ignaz Semmelweis (Kindbettfieber), Robert Koch (Tuberkulose, Cholera) und Louis Pasteur (Milzbrand). Schnell erkannte man, dass sich Typhus und Cholera vor allem durch unhygienische Trinkwasserverhältnisse ausbreiteten, dass sich die Sterblichkeit bei Geburten und Operationen durch hygienische Maßnahmen erheblich verringern ließ und dass es erforderlich war, auch das Leben und Arbeiten, das Wohnen und die Kleidung, das Essen und das Trinken der Bevölkerung an den Erkenntnissen der Wissenschaft auszurichten.

Der Staat hatte dabei zwei Verbündete: Zunächst das Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum. Hatten bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts eine Wäsche- und eine Wasserkanne, die ab und zu vom Dienstmädchen ausgetauscht wurde, ausgereicht,



Schwestern-Fibel (1954) Repro: Caritashaus Arenberg, alle Fotos: Wolfgang Schmid

so galten jetzt Badewanne, Badeofen und Wasserlosetts als Zeichen einer gehobenen Wohnkultur. Kneipp-Vereine, die die Wasserkuren und Ernährungsgrundsätze von Pfarrer Kneipp propagierten, gab es in jeder größeren Stadt; sie bekämpften auch die Zivilisationskrankheiten und boten Konzepte für eine ganzheitliche gesunde Lebensweise an. Saubere Kleidung war immer schon ein Mittel der sozialen Distinktion; jetzt wurde die Gleichung aufgestellt, Sauberkeit stehe für vorbildliche Ordnung, Frömmigkeit, Sittlichkeit, Moral, Wohlstand und Abstinenz, Unsauberkeit aber für das Gegenteil. Reiche Leute sind sauber, arme Leute sind schmutzig.

Hinzu kam ein weiterer Faktor: Nicht nur der Staat, auch die Bildungsbürger wollten die Welt verbessern. Dr. Ernst Feltgen hatte sich das Ziel gesetzt, die wichtigen Fortschritte der Gesundheitslehre „*allen Klassen der Gesellschaft*“ zu vermitteln und hatte deshalb 1904 auch den „Verein für Volks- und Schulhygiene“ gegründet. Julius Steinberg forderte „*Lichtbilder-Apparate*“ für Aufklärungsvorträge. Die Frauen der Beamten und Unternehmer engagierten sich in der Mütter- und Haushaltungsberatung der ärmeren Familien. Zum Staat und zu den bürgerlichen Philanthropen kamen noch die religiösen Gemeinschaften, die im 19. Jahrhundert im frommen Wettkampf der Barmherzigkeit caritative Einrichtungen, Krankenhäuser und Unterstützungsvereine ins Leben riefen.

Die Bauern der Eifel standen in einem Mehrfrontenkrieg einer Vielzahl von Beamten, Pfarrern und Ärzten aus der Stadt gegenüber, die alle Bereiche ihrer Lebenswelt optimieren wollten; eine missionarische Tätigkeit, denen sie sich mit Unwissenheit und Ablehnung verweigerten. Allerdings handelte es sich um einen Kampf an verschiedenen Fronten, denn auch die Arbeitswelt wurde auf Korn genommen. 1847 war in Bonn eine Landwirtschaftliche Lehranstalt ins Leben gerufen worden, die über Wanderlehrer, landwirtschaftliche Vereine und Landwirtschaftsschulen die Ausbildung der Landwirte verbesserte. Neue Züchtungs- und Anbaumethoden (Kunstdünger!) steigerten die Produktion, der Einsatz von Maschinen beschleunigte und verbilligte sie, und die Eisenbahn verbesserte die Absatzmöglichkeiten. Die Förderung der Wirtschaft in der Eifel, namentlich der Fischzucht und

dann vor allem des Tourismus, schrieb sich auch der 1888 gegründete Eifelverein auf seine Fahnen.

### Hans Frentzen und die „Probleme der Gesundheit und Hygiene im Eifel-Ardennenraum“ (1957)

Im Rahmen der „Eifel-Ardennen-Festtage“, die der Eifelverein vom 6. bis zum 9. September 1957 in Prüm veranstaltete, fand in „Klerf“, im nordluxemburgischen Clervaux, ein „*Tag der Gesundheit und der ländlichen Hygiene*“ statt. Hier referierte der Leiter des Prümer Gesundheitsamtes, Dr. Hans Frentzen, der auch als Verfasser einiger landeskundlicher Arbeiten hervorgetreten ist, über Gesundheits- und Hygiene-Probleme im Eifel-Ardennenraum. Der Vortrag wurde in der Mitgliederzeitschrift des Eifelvereins (Die Eifel 1957, S. 101–102) veröffentlicht und stellt eine Bestandsaufnahme eines Fachmannes für denselben Raum dar, den 50 Jahre vorher Ernst Feltgen vor Augen hatte.

Was hatte man in dieser Zeit erreicht? Frentzen beginnt seine Bestandsaufnahme mit der Feststellung, seit 200 Jahren habe „*die Landflucht durch Entzug bester Kräfte zu einer negativen Auslese geführt.*“ Diese „*spiegelt sich heute in einer ernsten gesundheitlichen Lage*“ wider, die drei Ursachen hat: Erstens die „*unzweckmäßige und unzureichende körperliche Hygiene*“, zweitens die „*einseitige Ernährung*“ und drittens den „*mangelhaften Ausgleich für die durchweg sehr schwere körperliche Beanspruchung.*“ Die Bauern müssten doppelt so viel arbeiten wie die Arbeiter und seien deshalb mit 45 Jahren „*vorzeitig gealtert, stark verbraucht.*“ Besonders hoch sei die Arbeitsbelastung der Frauen.

Wegen der geringen Einkommen sei der Lebensstandard niedrig, die „*einseitigen Ernährungsgewohnheiten*“ führten zu „*schädlichen Folgen.*“ Obst und Gemüse fehlten auf dem Speisezettel. Diese Einseitigkeit und die wenigen Sonnentage seien Ursache der weit verbreiteten Rachitis. „*Die Zahnpflege wird allgemein vernachlässigt.*“ Die meisten Schulkinder seien bereits ein Fall für den Zahnarzt, im fortgeschrittenen Alter käme es durch die Karies zu „*rheumatischen Affektionen*“, die durch „*unzweckmäßige Arbeitskleidung*“ und „*schlechtes*

*Schuhwerk noch gefördert werden.*“ Eine allgemeine Wetterfähigkeit sei die Folge. Die ärztliche Versorgung auf dem Lande sei „*grundsätzlich ausreichend*“, aber die Ärzte würden zu spät und zu selten aufgesucht. Bereits bei den Kindern werde die körperliche Ertüchtigung vernachlässigt: Es gäbe kaum Sportvereine, kaum Turnhallen, schlechte Sportplätze und keine Schwimmbäder. Weiter verweist Frentzen auf die Probleme der Wasser- und Stromversorgung.

Arbeitsüberlastung, einseitige Ernährung und fehlende körperliche Ertüchtigung, aber auch die kriegsbedingten beengten Wohnverhältnisse sind für ihn die Ursachen einer hohen Anfälligkeit gegenüber Infektionskrankheiten. So liegt die Zahl der Tuberkuloseerkrankungen, einer ausgesprochenen Krankheit der armen Leute („*morbus pauperum*“) weit über dem Landesdurchschnitt. „*Das Tuberkuloseproblem ist heute noch längst nicht überwunden.*“

Eine Reihe weiterer Probleme streift Frentzen nur am Rande: Er nennt Kleinkinder, die während der Feldarbeit unbeaufsichtigt zu Hause bleiben und „*das Hütekinderwesen.*“ Hütekinder, die aus kinderreichen armen Familien stammten und auf Kindermärkten für eine Saison an Bauern verdingt wurden, sind eigentlich ein Phänomen, das im 19. Jahrhun-

dert vor allem in Süddeutschland (Schwabenkinder) und Tirol verbreitet war. Das Hüten des Viehs durch Kinder, die allerdings ihrer Schulpflicht nachkamen, hat Johannes Nosbüsch für die 1930er Jahre im Raum Bitburg anschaulich beschrieben. Nicht nur im Kreis Prüm gab es im 19. Jahrhundert Beschwerden der Lehrer, viele Eltern würden ihre Kinder und insbesondere die Mädchen lieber zur Feldarbeit und zum Viehhüten als in die Schule schicken. Im Kreis Malmedy gab es bis 1920, als sie von der belgischen Regierung verboten wurden, „*Hüteschulen*“, die vom normalen Unterricht dispensierte Kinder nachmittags stundenweise besuchten. Diese „*Hüteschulen*“ gab es auch in den Kreisen Bitburg und Prüm; sie waren 1879 verboten worden, wurden aber im Ersten Weltkrieg wieder eingeführt, um die Ernährung der Bevölkerung zu sichern. Als sie 1920 wieder abgeschafft werden sollten, gab es mehrere Versammlungen des Trierischen Bauernvereins und den „*Prümer Schulstreik.*“ Für die 1940er und 1950er Jahre sind vereinzelte „*Hütekinder*“ aus armen Familien, aus Flüchtlingsfamilien, aus Familien, in denen der Vater im Krieg, in Gefangenschaft oder gefallen war sowie aus den ausgebombten Städten Mayen und Trier im Kreis Prüm nachweisbar.

Weiter nennt Frentzen den durch Jodmangel verursachten Kropf, an dem 31 % aller Schulkinder lei-



Hütekind mit Kühen auf dem Dorfplatz in Nideggen-Abenden (1940er Jahre)  
Repro:  
Franz-Josef Brandenburg

den, „das Wohnungsproblem“, wobei er offen lässt, ob er den Zustand im allgemeinen oder die an anderer Stelle erwähnten Kriegszerstörungen meint, die „Friedhofsfrage“ und „das große Gebiet der Lebensmittelhygiene.“ Auch die Probleme der Demographie behandelt Frenzen, 26 % der Bevölkerung blieben unverheiratet, das Heiratsalter liege mit 32 Jahren bei den Männern und mit 28 bei den Frauen spät und schränke die „Geburtlichkeit der Ehe“ stark ein. Die Bevölkerung schreite einer „Vergreisung“ entgegen, bereits 13,7 % der Kreisbewohner seien älter als 60 Jahre – heute sind fast 20 % über 65 Jahre alt! Zum Abschluss weist Frenzen darauf hin, dass diese „Hochflächenlandschaft“ eine „produktive Macht“ und eine „Kraftquelle“ darstelle. Kernaussage seiner Analysen ist, dass eine „intensive wirtschaftliche Erschließung dieses Raumes“ durch „großzügige Investitionen“ erforderlich sei, nur auf diesem Wege ließen sich die Probleme seines Gesundheitswesens lösen. Ähnliche Forderungen, eine intensive Strukturförderung der Eifel, insbesondere auch eine Verkehrserschließung, und zwar im europäischen Kontext, erhob bei jeder Gelegenheit auch der langjährige Eifelvereinsvorsitzende Josef Schramm.

Hans Frenzen liefert uns eine wichtige Momentaufnahme zum Jahre 1957. Wir müssen dabei berücksichtigen, dass sich der Kreis Prüm in der 1950er Jahren in einer sehr ungünstigen Lage befand: In anderen Landkreisen war die Bodenqualität besser, die Kreise im Norden, Osten und Süden hatten zudem Städte vor der Tür, die Arbeitsmöglichkeiten für Pendler boten. Hinzu kam eine wesentlich bessere Verkehrserschließung. Am 25. März 1957 wurden außerdem die römischen Verträge unterzeichnet, die die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und mit ihr eine gemeinsame Agrarpolitik (GAP) begründeten. Innerhalb weniger Jahre sollte sich die Arbeits- und Lebenswelt der Eifelbauern grundlegend verändern. Immer größere, vollmechanisierte Betriebe entstanden, bei denen Maschinen und Computer die Landarbeiter und die mithelfenden Familienangehörigen ersetzen. Man sollte hier nicht von einem „Strukturwandel“, sondern von einer „industriellen Revolution“ in der Landwirtschaft sprechen, die neben der bäuerlichen Arbeits- und Lebenswelt auch die agrarische Religiosität verschwinden ließ. Auch das Dorfbild hat sich verändert, man sieht bzw. riecht kaum noch bäuerliche Betriebe. Auf den Straßen stößt

man kaum noch auf Kinder und noch seltener auf Hühner und andere Haustiere. Heute hat jedes Bauernhaus seine Badewanne oder Dusche, und selbstverständlich besitzt jeder Dorfbewohner eine eigene Zahnbürste und auch im fortgeschrittenen Alter noch Zähne, die er damit putzen kann.

## Literatur

- Margitta Breuel:** Tafel, Griffel, Rutenstock. 150 Jahre Eifeler Volksschulleben. Meckenheim 1989.
- Manuel Frey:** Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland. 1760–1860. Göttingen 1997.
- Peter Hersche:** Agrarische Religiosität. Landbevölkerung und traditioneller Katholizismus in der voralpinen Schweiz. 1945–1960. Baden 2013.
- Calixte Hudemann:** Die Eroberung der Gesundheit. 1750–1900. Frankfurt 2000.
- Jahrbuch der Caritasvereinigung für Landkrankenpflege und Volkswohl** (Sitz Arenberg bei Ehrenbreitstein) für das Vereinsjahr 1910. Freiburg 1910.
- Martin Krieger:** Arme und Ärzte, Kranke und Kassen. Ländliche Gesundheitsversorgung und kranke Arme in der südlichen Rheinprovinz (1869 bis 1930). Stuttgart 2008.
- Wilhelm Liese:** Matthias Kinn. Freiburg 1930.
- Johannes Nosbüsch:** Als ich bei meinen Kühen wacht' ... Geschichte einer Kindheit und Jugend in den dreißiger und vierziger Jahren. Landau 1993.
- Martin Persch:** Matthias Kinn, in: Heinz Monz (Hg.), Trierer biographisches Lexikon. Koblenz 2000, S. 219.
- Roland Ries/Werner Marzi (Hg.):** Caritas im Bistum Trier. Eine Geschichte des Heilens und Helfens. Trier 2006.
- Sei sauber!** Eine Geschichte der Hygiene und öffentlichen Gesundheitsvorsorge in Europa. Kat. Luxembourg 2004.
- Für Auskünfte zu Julius Steinberg danke ich Dr. Christian Hillen, Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv zu Köln, Dr. Yvonne Leiverkus, Stadtarchiv und Stadthistorische Bibliothek Bonn, und Dr. Martin L. Müller, Historisches Institut der Deutschen Bank AG.
- Für Auskünfte zu den Hütekindern danke ich Franz-Josef Brandenburg, Werner Grasedieck, Willi Hermes und Dr. Josef Mangold, LVR-Freilichtmuseum Kommern.